



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Sick, Ingeborg Maria: Die kleine graue Katze : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die kleine graue Katze

Von Ingeborg Maria Sid

(Fortsetzung)

Stenäs, 16. August

Liebste Wanda!



Ich habe deinen lieben Brief wiederholt gelesen. Mir ist, als fühle ich deine Arme um meinen Hals — so liebevoll ist dein Verstehen! Du hast in Wirklichkeit teil an meinem Glück genommen.

An meinem Glück — ja, seit mein letzter Brief geschrieben worden ist, habe ich an die Worte denken müssen, die ich einmal irgendwo gelesen habe: „Es ist etwas Ernstes um das Glück!“ Wir lieben ja alle das Glück, das nicht etwas Ernstes ist, das Glück, in das man sich hineinwirft wie in eine blühende sonnenglänzende Wiese — erinnerst du dich an die Waldwiese, wo wir in Blumen und Sonnenschein förmlich wateten?

Mein Glück ist weniger sorglos geworden, Wanda! Ich betrachte dies als einen Fortschritt, wenn ich es auch nicht sogleich als einen solchen empfinden konnte.

Ich habe meinen lieben Herzliebsten seit mehreren Tagen nicht gesehen. Stiehst du, in seiner jubelnden Stimmung von jenem Abend ist ein Rückschlag eingetreten. Die Erinnerung an seine frühere traurige Verbindung, all das, worüber ich keine Macht habe, und worüber er sich manche Vorwürfe zu machen hat, drückte ihn aufs neue. Es ist ja nur natürlich; gerade in dem Augenblick, wo er vor dem neuen, dem wirklichen Glück stand, da mußte sich die Vergangenheit wieder vor ihm aufrichten, darauf mußte er gefaßt sein. Aber wir überlegten das nicht an jenem Abend, da waren wir nur auf der sonnigen Wiese und tauchten unter in Licht und Blumen. Und wir meinten wie die Kinder, daß das, vor dem wir die Augen schließen, nicht mehr da sei.

Onkel Fritz, der am nächsten Tage statt Axel herüberkam — ich kann den Gedanken an jenen Augenblick, wo ich seine etwas dünnen Beine unter einem großen Sonnenschirm daherschreiten sah, noch nicht recht ertragen —, teilte mir mit, Axel sei von einer plötzlichen Schwermut überfallen worden, infolge eines Traumes oder einer Halluzination von einer armen kleinen Katze, die der verstorbenen Freifrau gehört hatte, und die von Max im vorigen Jahre totgebissen worden war. (Aus dieser Veranlassung war damals zwischen Axel und seiner Gattin ein heftiger Streit entstanden, der ihren Tod zur Folge gehabt hatte.)

Axel schrieb nichts davon, er sagte nur, der Schatten vom letzten Jahre sei wieder über ihm, und er wage es nicht, mich in ihn hineinzuziehen, sondern er müsse sich allein mit ihm herumschlagen.

Mein Herz flog zu ihm, das kannst du dir denken ... Und doch ließ ich den Onkel allein zurückfahren.

Verstehst du, warum ich ihn nicht begleitete?

Ich selbst verstand es im ersten Augenblick, aber am Abend, als ich zu Bett gehn wollte, da verstand ich es plötzlich nicht mehr. Ich verstand nur, es war

unmöglich, unmenschlich, daß ich meinen einzig Geliebten mit all dem Entsetzen, das ihn in dieser Nacht vielleicht wieder überfiel, allein ließ.

Ich eilte ans Fenster und sah nach, ob ich am Spalier hinunterklettern könnte . . . Und dann laufen, laufen — geradeaus durch die Finsternis, wie es in jenem Volksliede heißt: „barhäuptig und barsfuß, nur im seidnen Hemde“ — dann an seinem Fenster auftauchen und Kiesel hinaufwerfen, bis sein liebes Gesicht da oben auftauchte, dem ich dann zuflüsterte: Geliebter, ich bin es! Geliebter, ich komme zu dir, um bei dir zu sein und den Schatten zu verjagen, der dich quält — Geliebter, versuche, ach versuche, ob ich es nicht kann!

Das war nicht nur ein Spiel der Gedanken, Wanda, es war mein wirklicher Vorsatz. Und als ich ihn aufgab, weinte ich, ans Fensterkreuz gelehnt, wie eine Verzweifelte.

Aber dann kämpfte ich mich durch, bis meine Gedanken wieder klar waren.

Und dann war ich wieder ganz sicher, daß es am richtigsten war, ihn vorläufig in Ruhe zu lassen. Doch nicht, weil ich nicht in seinen Schatten hineingezogen werden wollte — dieser Gedanke schreckt mich nicht — er lockt mich nur! Sondern weil gerade ich durch mein Kommen den Schatten vertreibe. Das heißt nur anscheinend, denn er weicht nicht tatsächlich, er verdichtet sich nur noch mehr, ja noch viel mehr für ein andresmal. Wenn sich die Schuld eines Menschen vor ihm selbst aufrichtet, so ist das ein sehr ernster Augenblick für diesen Menschen, und er darf nicht oberflächlich genommen oder umgangen werden.

Ach, liebe Wanda, in der Regel fällt es uns wohl recht schwer, an all das Böse zu glauben, das in uns wohnen soll! Wir können uns nicht so übermäßig sündig fühlen.

Wenn Dunkel Dave ab und zu sagte: Ich versichere dir, Ebba, in deinem ganzen Leben gibt es nichts, was Sünde genannt werden könnte, dann widersprach ich ihm natürlich, aber in gewisser Beziehung war es mir doch, als ob er nicht ganz Unrecht hätte. Und Hand aufs Herz, sind wir nicht alle geneigt zu glauben, daß Sünde — ein viel zu großes, viel zu brutales Wort sei, als daß es auf etwas, was wir getan hätten, angewandt werden dürfte?

Doch eines Nachts — in einer stillen, dunkeln Nacht — rührt sich plötzlich etwas in unserm Zimmer — ohne Laut, aber doch peinlich vernehmlich. Und wir wissen sogleich, was dieses Gespenst zu bedeuten hat. Denn wir, die nicht wissen, was „ein Sünder sein“ heißen will, wir gehn doch alle mit dem unbehaglichen Gefühl umher, daß hinter uns eine Schuld liege. Und ebenso wissen wir, daß die Schuld ein gespenstisches Leben hat.

Weißt du noch, wie ich beim Baden den Seetang nicht austehn konnte und an den Stellen, wo er wuchs, nie ins Wasser sprang? Ich nannte ihn damals das Pflanzengespenst. Und wie solcher Tang, so wächst meiner Meinung nach unsre Schuld — ja wie Tang tief auf dem Grunde des Wassers, und wenn wir es am wenigsten erwarten, taucht es auf als Gespenst unsrer Handlungen, unsrer Worte und Gedanken, könnte ich gern hinzufügen. Denn die Gedanken, die wir nur für uns selbst zu haben meinen, während wir uns erlauben, sie auszudenken — von ihnen haben wir später das Gefühl, daß auch sie treiben und wachsen und gar manche Folge haben.

O ich weiß etwas davon, Wanda! In vielen schlaflosen Nächten hat es mich in den letzten Jahren besucht, all das Böse, das da unter meinen Schritten aufgeschossen war — gerade da, wo ich es am besten gemeint und mich für unfehlbar gehalten hatte.

O ja, es spukt bisweilen noch auf Ekenäs, und ich glaube auch, daß es kein Haus gibt, selbst von denen nicht, die am sichersten und ehrenhaftesten dastehn, in

denen sich bei Nacht nicht manchmal etwas regte, das in all seiner Lautlosigkeit den festesten Schlaf zu stören vermag. Vielleicht ist es kein bluttriefendes Gespenst, aber doch ein schleichender Schatten — eine huschende kleine graue Katze, die ihre kalte Pfote irgendwo hinsetzt, sodasß man sich plötzlich erinnert, dasß —

O wie einem eine solche Nacht im Gedächtnis bleibt!

Weißt du nichts davon? Man kann so weit kommen, dasß man schließlich meint, man habe selbst alle Gewalttätigkeit, alles Unrecht und alle Not, alle verzweifelt unguten Verhältnisse auf der ganzen Welt verschuldet; für dies alles habe man die schwere Verantwortung, und es rufe einem zu, wie einst der Prophet dem König David zugerufen hat: „Du bist der Mann!“

Es gibt viele Menschen, die sich dieser Dual gegenüber, die uns alle anfällt, nicht anders zu helfen wissen, als sie bei Tag zu vergessen, um bei Nacht wieder davon erschreckt zu werden, als sich jeden Morgen hinter die falsche Sicherheit des täglichen Lebens zu verschanzen, um, so oft die Einsamkeit der Dunkelheit anbricht, zu hören, wie sie sich herbeischleicht, unaufhaltsam, unerbittlich näher. —

Aber der Gedanke an all das Böse, das man getan oder gewollt hat, kann einem auch zum Segen werden — bei mir wenigstens ist es so gewesen. Er kann uns zur Selbsterkenntnis bringen — zu dem ganz einfachen und unentbehrlichen Verständnis des Bösen, das eben doch in uns wohnt. Im Anfang ist es freilich ein sehr schwerer Weg. Sich selbst in die Augen zu sehen, bis auf den Grund des Herzens, das ist sehr schwer . . . Und wenn man dabei stehen bleiben wollte, so wäre nichts dabei zu holen als Verzweiflung.

Aber Gott sei Dank, der Weg führt weiter!

Der größte Augenblick in dem Leben eines Menschen ist wohl der, wo er ratlos in Angst und Beben vor der dunkelsten Grundlosigkeit seines eignen Innern steht — dann entdeckt er, dasß von da aus — gerade von da aus, ein Weg gebahnt ist hinauf zum Licht — „ein gerader Weg, ein Königsweg“ —

Aber um ihn zu erreichen, muß man mitten durch seine eigne Schuld hindurch — ganz hinein in seine Sünde.

Ich glaube, dieser Weg ist es, den Argel jetzt gehn muß. Deshalb kann diese Heimsuchung auch gewiß einen geistigen Fortschritt für ihn bedeuten — den besten, den es gibt —, wenn er sich nur nicht verführen läßt, ihn zu umgehen, sondern sich durch die Dunkelheit mit all ihren Gespenstern hindurchkämpft, bis er das Licht erreicht.

Mir ist es, als sei ich ihm noch nie so nahe gewesen wie jetzt, wo ich mich eine Zeit lang von ihm entfernt halte, um ihn nicht zu zerstreuen. Ich halte ihn ja doch so nahe an meinem Herzen — wie nur eine Mutter ihr eignes innig geliebtes furchtames Kind halten kann. Ich trage ihn so hoch empor, wie nur einer Mutter Arme zu tragen vermögen.

O ja, das Mütterliche ist sehr stark in mir, wie ich dir einmal gesagt habe. Damit umfasse ich meinen einzig Geliebten, es trägt ihn . . .

18. August

Jetzt sind ein paar Tage vergangen; mein Herz singt und jubelt wieder, und das ganze Dasein ist lauter Licht und Sonnenschein! Ich darf meinen Herzallerliebsten sehen!

Heute morgen hat er geschrieben und gefragt, ob er kommen dürfe. Ob er darf! Ach, noch nie hat jemand so nötig gehabt, erst um Erlaubnis zu bitten, dasß kannst du dir denken! Aber herrlich, herrlich ist es, dasß er es getan hat!

Dadurch bekam ich ja ein paar teure Worte mehr von ihm und konnte ihm selbst einige senden. Nein, es wurden nicht nur ein paar. Er hatte einen Boten geschickt, der auf die Antwort warten mußte.

Er fragte in seinem Briefe, ob er in meinen Augen rücksichtslos, wankelmütig, unausstehlich gewesen sei.

O mein geliebter Herzgeliebter!

Ob ich nichts mehr von ihm wissen wolle?

Axel — Axel!

Oder ob ich ihn verstehn könne?

Ach, viel früher, als er sich selbst versteht!

Ob ich es begreifen könne, er habe geglaubt, es liege ein Schatten auf seinem Wege — und seine größte Angst sei gewesen, er könnte mich in diesen hineinziehen.

Geliebter, Geliebter — es gibt auf der ganzen Welt nur einen Schatten für mich — einen hoffnungslos dunkeln — den, ihn nicht sehen zu dürfen.

Aber daß es ihm jetzt sei, als habe sich die Angst verzogen, und als sei bei ruhigem Nachdenken der Schatten verschwunden — und die Sehnsucht nach mir sei so unüberwindlich geworden — er meine, er müsse sterben, wenn er ihr nicht nachgebe.

Ach, ich habe all diese Tage mit dem Tode gekämpft!

Und ob ich nicht glaube, es werde klingen wie die eilenden Hufschläge des Brautrosses, wenn er am Abend auf Roland dahergesprengt komme.

Doch, doch — obgleich ich Roland nicht kenne, ich kenne seine Rosse nicht mehr. Das vergißt er, es deutet ihn wohl unmöglich, daß ich etwas, was ihm gehört, nicht kenne. Und so ist es auch. Ach freilich kenne ich Roland, gewiß werde ich dessen eilende Hufschläge von allen andern der Welt unterscheiden können.

Weiter fragt er, ob ich mich an das erinnere, was die stolzesten stolzen Lippen antworteten, als er mich gefragt habe, wann ich kommen werde, um Tag und Nacht bei ihm zu sein? Und ob ich glaube, daß die Lippen auch heute noch dasselbe sagen würden?

Ach, wie kann ich ahnen, was es war?

Aber ich schrieb, wenn die erwähnten Lippen etwas andres gesagt hätten als: „sobald wie möglich“, dann wolle ich sie nie wieder als die meinigen anerkennen.

Und wenn er kommt — und diese Lippen sprechen dürfen — dann sollen sie alles sagen, was er von ihnen hören will . . . Denn es ist deren einziger, einziger Stolz, ihm alle, alle die Liebesworte zu bringen, die mir sonst das Herz zersprengen müßten.

Wanda, du sollst mich sehen, wie ich bin, ganz so, wie ich bin, deshalb schreibe ich dir ganz offen. Denn der Anfang des Briefes ist ja mehr — ja danach könntest du glauben, ich sei fester gegründet.

Nein, natürlich nehme ich kein Tüpfelchen von dem zurück, was ich geschrieben habe. Meine volle Überzeugung lautet noch immer: es gibt nur einen einzigen Ausweg aus der Dunkelheit, die Schuld heißt. Und ich werde das auch Axel gegenüber festhalten; aber trotz alledem kann ich nicht anders, als froh sein, ganz übermenschlich froh — wenn er sich nicht länger fern hält, wenn er kommt . . .

Ach, wenn er kommt — bei der allerleisesten Ahnung, daß er sich nähert, erbebe ich im tiefsten Innern — dann ist es mir, als strahlte die Sonne tausendmal heller — alles andre tritt zurück. Ich kann mich an nichts mehr erinnern — ich kann wirklich nicht.

Und wenn er bei mir ist, und ich bei ihm — dann gibt es nur noch unsere beiden klopfenden Herzen, die aneinander schlagen und sich nacheinander sehnen, sehnen.

Und sie wären imstande, das ganze Weltall mit Leben zu erfüllen —

Du fragst mich nach verschiedenem, was ich nicht beantworten kann, liebe Wanda! Ich habe keine Ruhe dazu, alles erscheint mir so klein — so nichtslegend.

Mama? Ja, sie war hocherfreut, als ich es ihr sagte, fand es aber natürlich sehr bedenklich, als sie von den Skrupeln hörte, die Axel seither quälten, das heißt, sie betrachtete sie als ein Zeichen von Schwermut, über das sie sich meinetwegen ängstigt — was aber mehr als überflüssig ist.

Nein, wie gesagt, dies alles ist jetzt zu unbedeutend, um erwähnt zu werden.

Meine liebe, liebe Wanda — er kommt!

Tausend Küsse von deiner dich liebenden

Ebba G.

* * *

Stogstarp, 19. August

Beste Petrea!

Alles, was du in deinem Briefe vom Dreizehnten über Axels Gemütsstimmung und die Verhältnisse hier schreibst — klar und verständig, wie ich es von dir erwartet habe —, ist mir ganz aus der Seele gesprochen. Es freut mich zu sehen, daß wir hier, wie in so manchem andern, ganz einig sind, und es freut mich noch mehr, hinzufügen zu können, daß wir rascher, als ich zu hoffen gewagt hatte, in unsern Erwartungen auf eine baldige Besserung Recht behalten haben.

Offenbar ist Axel selbst nach einigen Tagen ruhiger Überlegung und einigen Nächten ununterbrochenen Schlafes zu dem vernünftigen Resultat gekommen, daß das Grübeln über die Vergangenheit, die ein quälender Traum wieder wachgerufen hat, krankhaft sei, und daß es mehr als sinnlos wäre, wenn er sich durch diese Vergangenheit den Weg zum Glück versperren ließe.

Besonders gestern kam mir seine Stimmung freier vor, und nach dem Essen sagte er mit seiner starken, hellen Stimme, die in der letzten Zeit etwas verschleiert gewesen war, er wolle auf Roland einen Spazierritt machen. Du weißt, Axel hat eine wahre Leidenschaft für das Zureiten von Pferden und ja auch sehr viel Gewandtheit. Dieser Roland, den ich ihn selbst in der Reitbahn habe zureiten sehen, ist ein sehr schönes junges, aber außerordentlich scheues Pferd.

Ich sagte, ich würde ihn unbedingt lieber auf einem andern Pferde davonsprenge sehen; er aber schüttelte den Kopf und erwiderte lächelnd, dies sei der hurtigste Renner, den er habe, und der einzige, der heute für ihn passe. Ich dürfe mich jedoch nicht ängstigen, das Pferd sei noch nicht zur Welt gekommen, das ihn abwerfe. Nun, das war ein großes Wort, aber er sitzt ja auch ungewöhnlich fest im Sattel.

Als er zur gewöhnlichen Teestunde noch nicht zurück war, wurde mir doch ein wenig bänglich zumute. Gegen zehn Uhr hörte ich aber Hufschläge draußen auf dem Hof, und als ich hinauseilte, sah ich ihn mit überglücklichem Gesicht vom Pferde springen.

Wir gingen miteinander ins Haus hinein, und da sagte er: Ich soll dich von Ebba und Tante Gyllenkrans grüßen.

So bist du bei ihnen gewesen? fragte ich, ohne irgend welche Überraschung an den Tag zu legen. Dann wundert es mich nicht, daß du so spät kommst.

Nein — verwunderlicher ist, daß ich überhaupt wiederkomme und nicht die ganze Nacht in einem Winkel des Gartens verbrachte, um nach ihrem Fenster zu

Grenzboten IV 1907

55

starren . . . Gleich morgen muß ich wieder hinüber. Ich kann ihren Anblick nicht mehr entbehren.

Du hast ja auch gar keinen Grund, nicht hinüberzugehen, sagte ich, als ob es das allernatürlichste von der Welt wäre — was man es ja auch nennen kann. Je weniger man tut, als habe man seine krankhaften Skrupel bemerkt, desto leichter kommt er jetzt wahrscheinlich darüber hinweg.

Ich will dir gestehn, ich war doch etwas gespannt darauf, was die Nacht bringen würde. Aber als ich vorhin meinen gewohnten Morgenspaziergang im Garten machte, sah ich ihn gerade aufs Pferd springen; er grüßte mich höchst vergnügt, und daran konnte ich gleich erraten, daß seine Nachtruhe von keinem Gespenst, weder in Tier- noch in Menschengestalt, gestört worden war.

Als ich zurückkehrte und in den Flur trat, stieß ich auf eine große, etwas gebeugte Gestalt mit einem schwarzseidnen Tuch über dem Kopf und einem großen Bündel in der Hand, die da stand und alle Gegenstände mit einer eignen mißtrauischen Art musterte.

Es war die alte Bengta, die nach vielen Knicksen und einem wiederholten: Was wünschen Sie? von meiner Seite schließlich herausbrachte, sie sei auf dem Wege zu ihrer in der Nähe von Malmö verheirateten Tochter. Na, Glück auf die Reise! Ihr Weggehen ist kein Verlust, weder für die Umgegend noch für das Gesindehaus.

Sie wolle sich jetzt nur verabschieden und sich bei dem Herrn Baron tausendmal bedanken.

Er ist nicht zu Hause.

Ich sah, daß sie es nicht glaubte, denn sie ließ einen hastigen lauernden Blick auf allen Stühlen im Flur herumlaufen, als ob sich Azel unter einem von ihnen verkrochen haben könnte.

Da sagte ich ihr denn sehr bestimmt, der Baron sei ausgeritten; und wir erwarteten ihn nicht vor ein Uhr zurück. Ich wollte ihm aber ihre Grüße überbringen.

Sie ist mir von jeher eine sehr wenig angenehme Erscheinung gewesen, für die arme Frau Mira eine ganz unbegreifliche Vorliebe gefaßt hatte, und sie ist mir mehr als widerwärtig geworden, seit der Großknecht mir anvertraut hat, daß sich vom Gesindehaus Gerüchte verbreitet hätten, die nicht weniger behaupten, als Azel habe den Tod seiner Frau absichtlich herbeigeführt, und daß diese Gerüchte aller Wahrscheinlichkeit nach von der alten Bengta ausgegangen seien, die doch für den einen Tag, wo sie eine allerdings treue Wache am Sterbebett der kleinen Freifrau hielt, königlich belohnt worden ist.

Also wie gesagt, ich sah sie ohne Bedauern wegziehen. Mit ihr verschwindet eine Erinnerung mehr an das traurige Ereignis des letzten Jahres, und ich freue mich wirklich, daß Azel dem ihm zgedachten Besuch entgangen ist. Denn während ich ihr nachsah, als sie mit Kopfschütteln und höchst sonderbaren Gebärden zum Gittertor hinausging, fiel mir unwillkürlich unser großer Tycho Brahe ein, und ich konnte seine Angst vor der Begegnung mit einem alten Weibe etwas verstehen.

Später

Mein Telegramm muß jetzt in deinen Händen sein, und du weißt nun, welches schreckliche Unglück uns betroffen hat. Mein lieber, lieber Azel! Drinnen liegt er bleich und blutig — sterbend vielleicht. Doch nein, da sei Gott vor!

Wie soll ich dir das beschreiben können, woran ich noch kaum zu denken vermag. Ich habe keine Minute Ruhe. Jeden Augenblick muß ich hin und an seiner Tür horchen. Der Arzt wagt keine bestimmte Hoffnung zu geben.

Es ist wie ein Traum — ein böser, böser Traum, immer wieder komme ich darauf zurück — ich kann es nicht begreifen, kann es nicht glauben. Und wie entsetzlich plötzlich ist doch alles gekommen!

Zu der Zeit, wo wir ihn zurückerkennen konnten, ging ich an die Gitterpforte am Eingang von der Allee. Es war mir, als höre ich die Hufschläge seines Pferdes auf der Landstraße, und ich blieb stehen, um ihn ansprengen zu sehen! Mein prächtiger Junge, dieser Anblick war mir immer eine Herzensfreude gewesen. Aber der Ton verstummte, und ich dachte, ich hätte mich getäuscht. Du weißt, ich kann mich nicht mehr so ganz sicher auf mein Gehör verlassen.

Dann — ach, dieser Anblick wird mir bis an mein Lebensende vor Augen stehn — dann kamen sie daher — da trugen sie ihn die Allee herauf — meinen lieben, lieben Jungen!

Ich kann dir meinen Schmerz und meine Bestürzung nicht schildern! Roland hatte geschaut, gerade am Eingang in die Allee. Bengta, die alte Vogelscheuche, hatte nämlich am Wegrande gefessen, und ihre lange, knochige Gestalt hatte sich so plötzlich vor dem Pferde aufgerichtet, daß es vor lauter Angst ganz wild geworden war. Mit einem Satz, der jeden weniger gewandten Reiter abgeworfen hätte, sprang es auf die Seite und dann direkt auf die Mauer los, die die Allee von der Tannenschonung trennt, prallte mit einem furchtbaren Stoß darauf und stürzte.

Die Schnitter, die eben auf der andern Seite der Allee nach der Mittagspause an ihre Arbeit zurückkehrten, hatten es gesehen und waren herbeigeeilt. Sie fanden die alte Heze mit wackelndem Kopf und unverständliche Worte murmelnd am Boden sitzen, Axels Kopf in ihrem Schoß.

Während die Arbeiter Axel aufhoben, sagte sie immerfort, die Katze sei es gewesen, sie sei aufgestanden, um sie zu fangen, und ob sie nicht gesehen hätten, wie sie vom Gehölz aus zwischen die Beine des Pferdes gesprungen sei, wodurch dieses vor lauter Angst wild geworden sei. O sie will natürlich nicht, daß es heißen soll, sie sei schuld an dem Unglück; das ist leicht zu durchschauen.

Das Pferd war auf der Stelle tot, Axel bewußtlos. Ach, liebe Petrea, als sie ihn so bleich und blutig dahertrugen, da habe ich wirklich gewünscht, mein altes Leben wäre statt des seintigen zugrunde gegangen.

Während wir telephonierten, telegraphierten und Boten aussandten, tauchten die schrecklichen Tage vom vorigen Jahre mit peinlicher Genauigkeit vor meiner Seele auf, und ich hatte die ganz eigne Empfindung, als seien sie wieder zurückgekehrt. An das gespenstische Wiedererscheinen abgesehener Menschen glaube ich nicht, aber zuweilen hat man das unheimliche Gefühl von einem gespenstischen Wiedererleben vergangener Tage.

Erschütternd war es, als Ebba Gyllentrans ankam. Ich sorgte natürlich dafür, daß sogleich ein Bote hinübergeschickt wurde, und sie war erstaunlich schnell hier, fast in demselben Augenblick, kam es mir vor.

Ich stand mit dem Arzt und dem Buchhalter in Axels Arbeitszimmer, als sie eintrat. Unwillkürlich stellten wir uns alle drei in den Weg, und ich werde nie vergessen, wie sie an uns vorüberging, ohne zu grüßen, ohne nach rechts und links zu sehen, nicht als ob sie etwas übersehen wolle oder mit Absicht etwas unterlasse, nein, man hatte das Gefühl, daß für sie auf der weiten Welt nichts existiere als diese eine Tür — die offene Tür nach seinem Schlafzimmer, und die

tiefe Ruhe, die sich auf ihre Büge legte, als sie an seinem Bette saß, ihre Hand auf der seinigen, kann ich dir gar nicht beschreiben.

Axel war gegen vier Stunden vollständig bewußtlos, und ich war in Todesangst, er werde die Augen nie wieder aufschlagen. Als er es dann endlich tat — freilich nur für ein paar Sekunden —, war es einem doch, als könne man wieder aufatmen. Er sah müde und erstaunt vor sich hin, Ebba kniete an seinem Bette nieder, um ihm in die Augen sehen zu können, und fragte leise und deutlich:

Lieber Axel, wie geht es dir?

Gut, antwortete er und schloß sogleich die Augen wieder, während er murmelte: Es waren so viele Funken da —

Der Arzt meint, der Rücken sei verletzt, und der Stoß in den Nacken habe wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung herbeigeführt. Der Professor von Lund kommt glücklicherweise schon heute abend. Ebba hat gleich das ganze Oberkommando übernommen; sie bestimmt alles, was zu geschehen hat, setzt die andern mit erstaunlicher Gedankenklarheit und Umsicht in Bewegung und sitzt ganz ruhig und aufrecht, aber ebenso blaß wie unser teurer Axel selbst, an seinem Lager.

Vor einer Weile ist ihre Mutter angekommen, und sie wird selbstverständlich mit der Tochter hierbleiben. Ebba wollte zwar ihre Mutter vor Abend wieder heimschicken, aber davon wollte die gute Anna nichts hören.

Ich fing da einige Worte von Ebba auf. Sie sagte: Wenn sich nur die allergeringste Möglichkeit zeigt, lasse ich mich mit Axel trauen, damit ihr mich ganz beruhigt mit ihm allein lassen könnt.

Anna brach in Tränen aus, und ich verstand sie. Welche erdrückend schwere Aussicht — diese Trauung an seinem Schmerzenslager, anstatt der frohen Hochzeit, die unsre liebste Hoffnung war! Die Vereinigung unsrer geliebten Kinder, wie sie sagte.

Ich bin viel bei Anna, denn es beruhigt sie, wenn sie sich bei mir aussprechen kann, und ich fühle, daß mich der Gedanke, sie aufrecht erhalten zu müssen, selbst stärkt.

Der Arzt von Lund ist jetzt eingetroffen, und er hat erklärt: Ich halte es nicht für durchaus hoffnungslos.

Der Ertrinkende klammert sich an einen Strohhalm, und unsre Hoffnung klammert sich nun an diesen einen Ausspruch. Ach, daß sie sich erfüllte!

Ich gehe heute nacht nicht zu Bett, sondern lege mich auf das Kanapee, mit einem Schal zugedeckt, oder vielleicht mit einer Federdecke.

Morgen telegraphiere ich dir wieder, wie die Nacht verlaufen ist. Per nimmt jetzt diese Zeilen mit auf den Bahnhof.

Ach, daß wir ihn behalten dürften! Er war der Lichtpunkt meines Lebens!
Dein tiefbekümmertester Bruder

Friedrich

(Schluß folgt)

